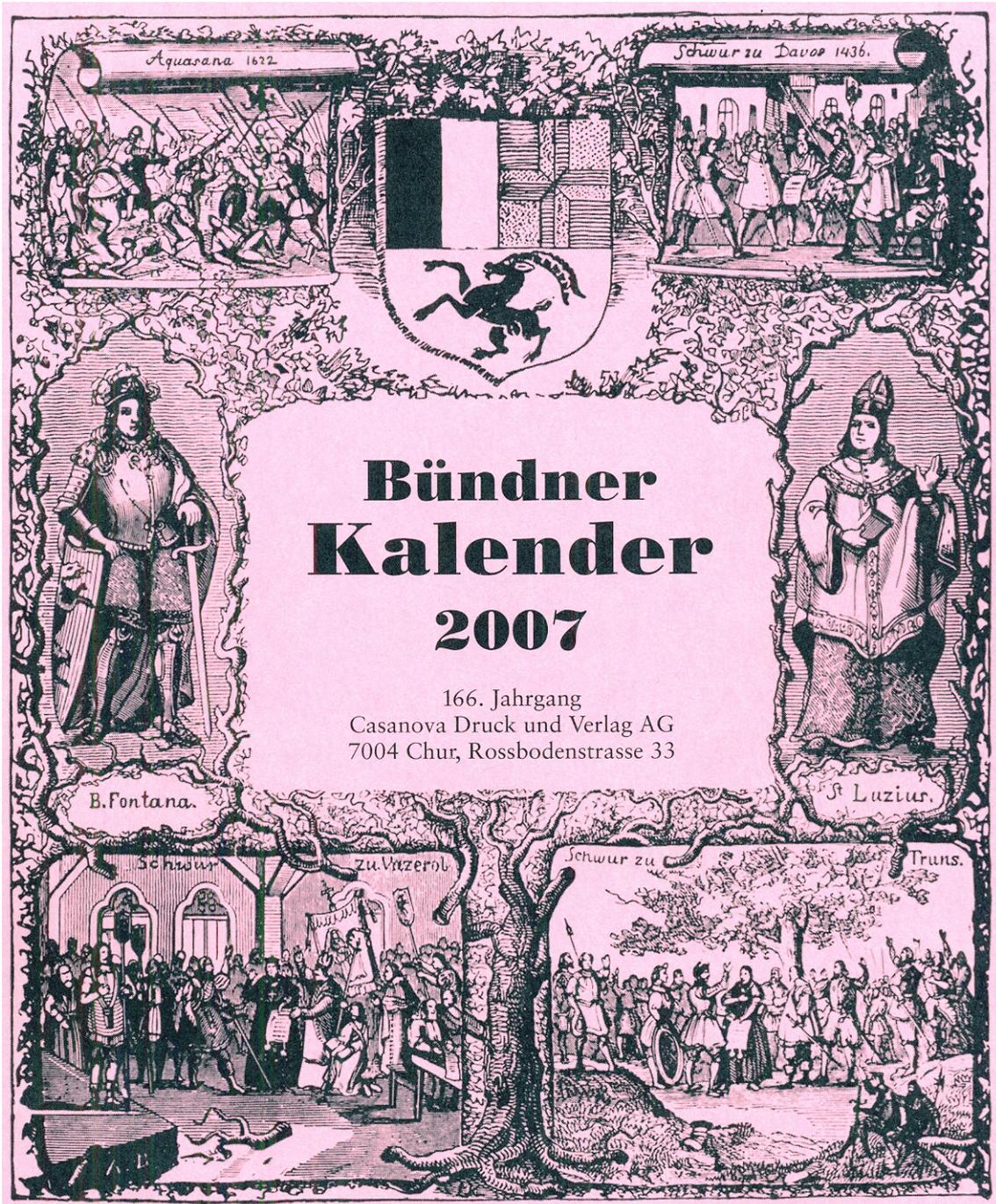


Texte zur Dorfgeschichte von Untervaz



1817

Die Hungersnot von 1816/17 in Graubünden



Die Hungersnot von 1816/17 in Graubünden

Erährungsgrundlagen in Graubünden und Ursache der Hungersnot

Peter Brosi, Trimmis

Im Februar 2005 meldet Swissaid: «852 Mio. Menschen auf diesem Planeten leiden an Hunger. Die meisten davon ausgerechnet dort, wo Nahrungsmittel produziert werden: auf dem Land.» - «Täglich sterben 18'000 Kinder an Hunger» informiert ein Inserat der Caritas vom Februar 2005.

Diese und ähnliche Medienberichte haben mich bewogen, der Frage nachzugehen, wann man hierzulande zum letzten Mal richtig hungerte. Tatsächlich sind seither 190 Jahre ins Land gegangen. Damit trennen uns heute aber nur gerade sechs Generationen von der letzten Hungersnot, welche weite Teile des Landes und speziell Graubünden heimsuchte.

Politische Rahmenbedingungen

13 Jahre vor den Hungerjahren 1816/17 war Graubünden aufgrund der Mediationsakte Napoleons vom 19. Februar 1803 nicht freiwillig dem Bund beigetreten. Die Mediationsverfassung übertrug die Vollziehung aller vom Grossen Rat ausgehenden Akten (Beschlüsse) dem Kleinen Rath. Damit verfügte der Kanton Graubünden erstmals über eine ständige Regierung. Drei Bundesweibel bedienten die Behörde und begleiteten die Standesdeputierten zur Eidgenössischen Tagsatzung. Die erste Kantonsverfassung datiert vom Jahre 1814.

Nach der Mediation wurde eine geordnete Finanzverwaltung eingerichtet. Der Kleine Rath übernahm die Aufsicht und Leitung des Finanzwesens. Die ergiebigste Einnahmequelle bildete der sogenannte Luxus Zoll, eine aus der Zeit der Helvetik datierende Verbrauchs- und Konsumsteuer, die auf eingeführten Wein, Branntwein, Kaffee, Zucker und Tabak erhoben wurde. Der Kanton bezog in seiner näheren Umgebung den sog. Brandiszoll, der am Tor Luziensteigfestung und an der «Unteren Zollbrücke» erhoben wurde. Die gesamten Zolleinnahmen an allen Grenzübergängen beliefen sich in der Mediationszeit jährlich auf ungefähr 52'000 Gulden.

Neben den Zolleinnahmen bildete das Salzmonopol eine bedeutende Finanzquelle des Kantons. Die Einnahmen aus dem Salzhandel 1804/ 05 ergaben 16'874 Bündnergulden. Auf der Ausgabenseite beanspruchte davon die kantonale Verwaltung in ihren Anfängen 11'000 Gulden, was nach F. Pieth damals 18'700 Fr. entsprach und unter Berücksichtigung der seitherigen Geldentwertung etwa 88'638 Fr. ausmacht.

Die Einkünfte waren trotzdem bescheiden und zwangen den Kanton zu grösster Sparsamkeit.

Bevölkerung

Die ersten statistischen Erhebungen über die Einwohnerzahl Graubündens zeigen laut

Töndury folgendes Bild:	Jahr	Einwohnerzahl
	1780	66'766
	1803	72'903
	1838	83'506
Vergleichsweise	2004	187'100

Ernährungsbasis vor der Hungersnot

Seit jeher spielte in Graubünden die Gras- Weide- und Alpwirtschaft sowie die Holzwirtschaft eine grosse Rolle. Die meisten Menschen lebten von der Landwirtschaft. Eigentlicher Verdienst resultierte lediglich aus dem Transit.

Das Getreide bildete eines der wichtigsten Importgüter, weil die heimische Produktion nicht ausreichte, um die Menschen zu ernähren. Im Sammler von 1805 schreibt C. H. Marin: «Der Kornbau, als erstes Bedürfnis eines jeden Staates, ist für unser Land um so wichtiger, da wir jährlich so grosse Summen für fremdes Getreide ausgeben müssen.»

Marin erwähnt auch die Kartoffel: «Die Grundbirn, als eines der allgemeinsten Nahrungsmittel, verdienen auch die grösste Aufmerksamkeit.»



Engadinerfrau beim Garbenbinden. Das Korn wurde meist mit Sicheln geschnitten und sodann mit einem kleinen Bündel handfertig (gewandt) zu Garben gebunden. Diese wurden zum Trocknen im Feld aufgerichtet oder auf sogenannten Kornhisten (z. B. in Obersaxen) zum Austrocknen aufgehängt. Im niederschlagsreichen Prättigau wurden die Garben über der Einfahrt zum Heustall auf langen Latten gespreizt aufgehängt.

(Bild aus G.A. Töndury, Graubündens Volkswirtschaft, Samedan 1946; Copyright der Engadin Press)

Im Sammler 1809, Bd. V, ist folgendes zur Ernährungslage zu lesen: « Vermöge eines Beschlusses des Höchlöbl. Grossen Kathes vom 11. Mai 1808, war die ökonomische Gesellschaft aufgefordert worden, Vorschläge einzugeben, wie der Landcultur, und insbesondere dem Getreidebau, in Bünden aufzuhelfen sey.»

Marin gibt daraufhin Ratschläge zur Bodenbearbeitung, Düngung und vor allem zum Fruchtwechsel. Dieser sehr lesenswerte Sammler weist abschliessend auf die Hindernisse des Kornbaus hin und nennt an erster Stelle die schlechte Witterung.

Die von Heinrich Ludwig Lehmann Ende des 18. Jahrhunderts vorgenommene Bestandsaufnahme zeigt, welche Aussaaten in Graubünden vorkamen: *«1. Weizen oder Fromet 2. Dinkel oder Spelt 3. Winter- und Sommergerste 4. Roggen 5. Haber 6. Mais oder Türkenkorn 7. Hirsen auch Melga 8. Kartoffeln 9. Kürbsen 10. Bohnen 11. Weissen Kohl oder Kabis 12. Weisse Rüben 13. Erbsen 14. Linsen 15. Wicken 16. Hanf 17. Flachs 18. Rübsen 19. Mohn.»*

Die Kartoffel - die rettende Knolle

Einführung, Anbau und Verwertung der Kartoffel erwies sich wohl 1816/17 als wichtigstes Standbein bei der Ernährung der bisher vorwiegend auf Mehlspeisen ausgerichteten Bevölkerung Bündens. A. Kaufmann berichtet darüber: «Sie stammt ursprünglich aus den gemässigten Gegenden des westlichen Südamerika, hauptsächlich Chile und Peru und wurde daselbst seit ältester Zeit von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet.

Nach Europa gelangte sie zuerst nach der Eroberung Perus durch die Spanier und ward von diesen schon Mitte des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden, Burgund und Italien unter dem Namen «Tartufoli» verbreitet, woraus der deutsche Namen Kartoffel entstand.»

Die ersten Bündner, die Kartoffeln verspeisten, waren vermutlich die in fremden Diensten stehenden Söldner, denen man manchen Kulturtransfer verdankt. So brachten heimkehrende Offiziere und Soldaten aus fremden Ländern Kartoffeln sowie das Wissen über den Anbau der Knollenfrucht mit in die Heimat.

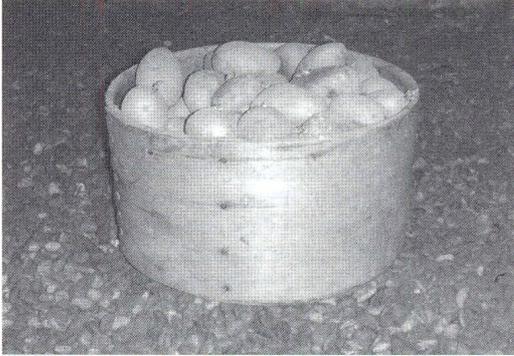
H. P. Berger hat sich mit der Einführung und Ausbreitung der Kartoffel in Graubünden befasst: «Übrigens weist Georg C. Schmid darauf hin, dass der Krieg manchen Bauern bewegte, neben Getreide auch Kartoffeln zu pflanzen, die er doch bisher als ungesunde, ärmliche und reizlose Kost verachtet hatte.»

Auch sieht derselbe Autor einen Zusammenhang zwischen den Hungersnöten und der Verbreitung der Kartoffel: «Dank der Hungersnot von 1770 bürgte sich die Kartoffel in Bünden ein.» Die Benennung ist unterschiedlich: Hårdäpfel sagt man in Klosters, Ärbira nennt man sie in Trimmis. Die Produktionsmenge bei der Kartoffel ist sehr hoch. Im Verhältnis Anbau / Ertrag übersteigt sie den Kornanbau um das Mehrfache.

Erste Ansätze des Kartoffelanbaus in Graubünden

Laut M. Schmid hat Carl Ulysses von Salis-Marschlins schon im Jahr 1717 auf dem Schlossgut einen Versuch mit dem Kartoffelanbau gemacht. «Allein ausser der Herrschaft ass niemand von dem neuen ungewohnten Gericht.»

Kein Zweifel besteht darüber, dass Carl Ulysses von Salis-Marschlins als umfassender Naturforscher zu den Pionieren im Versuchen verschiedener Gewächse zählt. Die grosse Wende zu Gunsten der Kartoffel kam in Graubünden mit den Hungerjahren 1771-73.



Kartoffel in einer Quartane. Kartoffeln, wie auch Korn und Reis, wurden früher nicht gewogen, sondern gemessen. Das kleinste Mass war die Quartane (gebsenartiges Hohlmass). Die Churer Quartane mass 0,5 Viertel und war ein Hohlmass von 7,5 Litern.

Man beachte bei den Knollen die sogenannten «Augen», d.h. die frühen Keime, welche aus einer kleinen Vertiefung hervorkommen. In den Hungerjahren wurden diese Augen ausgestochen und die Keime im Keller fürs Stecken im Frühjahr aufbewahrt. (Photo Daniel Lanz)

Die Hungersnot führte dazu, dass der Anbau der Kartoffel im Lauf der nächsten 30 Jahre allgemein eingeführt wurde. Im Jahre 1804 machte der Präsident der ökonomischen Gesellschaft Graubündens mit folgenden Worten auf die Kartoffel aufmerksam: «... welche [die Kartoffel] als unschätzbare Geschenk der neuen Welt sich immer mehr in unserem Lande ausbreitet und ohne dasselbe unser Land nicht im Stande gewesen seyn würde, im letzten Kriege die zahllosen Truppen zu erhalten, von denen es ausgesogen wurde.»

Einige Angaben zur Verbreitung der Kartoffel in Graubünden:

1799 Panix und Ruis: «Als im Herbst 1799 General Suwarow mit seinem Heere aus dem Kanton Glarus über den Panixerpass ins Vorderrheintal zog, verschafften sich die hungrigen Soldaten gewaltsam Nahrung, indem sie in diesen beiden Gemeinden sämtliches Vieh schlachteten und die Kartoffeln aus den Kellern holten oder direkt aus den Ächern gruben.» Aus dieser bewegten Zeit kennen wir heute noch das Gericht Russers (gesottene Kartoffeln mit etwas Butter übergossen und mit geriebenem Käse bestreut).

1802 sollen im Tavetsch und Selva die ersten Kartoffeln gepflanzt worden sein, aber nur in kleinen Mengen.

1805 wird die Kartoffel im Unterengadin, der eigentlichen Kornkammer Graubündens erwähnt. Der örtliche Pfarrer L. Pol schrieb: «In einigen geschlossenen Gärten sieht man zur Seltenheit Erdäpfel, die sehr gut fortkommen würden, allein in einem Lande, wo Semmelmehl in Genüge vorhanden, wird der Erdäpfelanbau nicht sehr gut in den Gang kommen.»

1805 wurden in Flims die ersten Kartoffeln nachgewiesen.

1806 wurde der Kartoffelanbau in Davos «im untern Schnitt» eingeführt, so in Frauenkirch, Glaris und Monstein.

Wohl zur selben Zeit ist zu erfahren: «In Klosters, Jenaz und Küblis pflanzte man (vorerst) die Erdäpfel auf den Allmenden, wo nicht gepflügt, sondern nur gehackt wurde.» Nicht überall im Prättigau war man dieser Knollenfrucht auf Anrieb gewogen: «In Fideris und Kunters (Conters) wurde dazumal nur Korn gepflanzt, während in Valzeina die Kartoffel schon eine bedeutende Rolle spielte, da dort über 1000 Viertel (1 Viertel = 15 Liter) Kartoffeln jährlich geerntet werden.»

Im Jahre 1809 meldete Ulrich Fried von Jenatz im Brättigau, «dass Mist mit Farrenkraut den besten Dünger für die Kartoffeläcker gebe.»

1806 ist über das Oberhalbstein von Bundesstatthalter J.A. Peterelli zu erfahren: «Man pflanzt aber jetzt auch Erdäpfel (die eigentlich erst seit dem Kriege gesteckt werden und treffliche Erndten geben und es gibt sie im ganzen Thal ausser in Stalla (heute Bivio).»

1808 ist aus dem Oberengadin zu erfahren, dass das Kartoffelkraut allzuoft durch den Frost getötet werde.



*Türggen. Im Sammler II / 84 ist zu lesen: «Das Türkenkorn, dem man auch in Bünden lange das Bürgerrecht versagte, obschon sein hundertfältiger Ertrag bis zum Erstaunen und Wohlgefallen reizen musste, blieb jahrelang das Spielzeug der Kinder und am Ende ein Leckerbissen für Mäuse und Hühner.»
(Photo Peter Brosi)*

1808 liest man im Neuen Sammler, «dass die Gerstenart Tritic (ohne Granne) und Erdäpfel sehr wohl geraten würden, wenn man den Boden besser düngte und recht pflügte. Zum Beweis (dieser erfolgreichen Anbaumethode) dient die Erfahrung des Pfarrers Florian Walther, der in Splügen in diesem Jahr von den Erdäpfeln 20fach erntete, andere nur 4 bis 5-fach (der gesteckten) Kartoffeln.»

1809 liefern in Bergün Kartoffeln gemäss Aufzeichnung von Landammann O. P. Buol als Ertrag das 8 bis 9-fache des gepflanzten Quantums.

1812 pflanzte man im Oberengadin Kartoffeln neben weissen Rüben und Blackten (Blacken) als Schweinefutter in den Gärten an.

1812 ist aus dem Bergell zu vernehmen, dass sich der Anbau der Kartoffel vermehre, welche man einen Schuh weit (30 cm) voneinander steckt.

1832 stand im Bündnerischen Volksblatt: «Niemand wird heutiges Tages läugnen wollen, dass auch in Bünden die Kartoffeln von Jahr zu Jahr mehr eine grössere Rolle in unserer Ökonomie und Ernährungsweise zu spielen beginnen..... Wie sehr hat sich alles verändert, besonders seit dem Hungerjahr 1817! Man darf ohne Gefahr von Irrtum annehmen, dass seit jenen traurigen Jahren der Kartoffelanbau auf das Zwiefache sich vermehrt habe.»

Normaler Speisezettel

Die Nahrungssituation jener Zeit beschreibt S. Margadant im Sammler BM 1980, Nr. 1/2, und führt sie in alphabetischer Reihenfolge auf: Brot, Eierprodukte wie Tatsch (Omeletten), Erbsen, Essig, Flachs, Fleisch, Gemüseanbau, Hafer, Hirse, Holunder, Hühnerzucht, Kaffee, Kartoffelanbau, Kräutersammeln, Maisanbau, Milchwirtschaft, Most, Nussöl, Pfeffer, Samen, Sauerdorn, Schafzucht, Schnecken, Schweinezucht, Spargelbau, Spitzbeeren, Viehzucht, Weinbau, Weissdorn, Zucker und Zwetschgen.

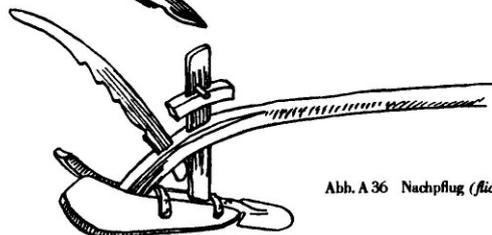
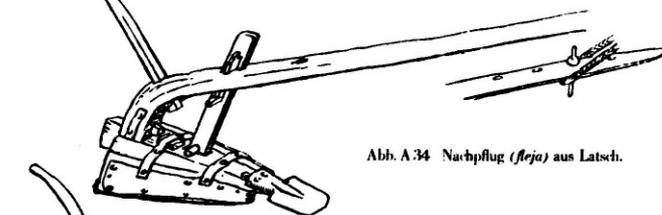
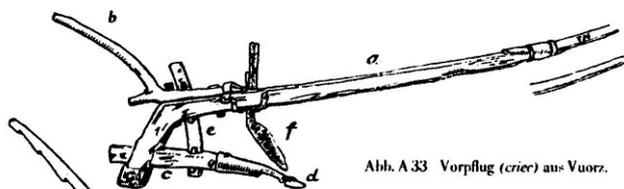
Die Lebenshaltung beschreibt Sprecher wie folgt: Der Küchenezettel zwar zeigte geringe Abwechslung: bei allen Mahlzeiten eine reichliche Menge Milch, Käse, Ziger, Mehlspeisen, deren übermässig fette Zubereitung (z.B. Cunterscher-Böcke) ein städtischer Magen nicht ertragen würde... Im Bergell, Puschlav und Misox, Kastanien und Reis, im Engadin und in Davos, auch in den höheren Dörfern des Prättigaus, häufig geräucherte Fleischarten.

Im «Neuen Sammler» werden noch folgende Nahrungsmittel hinzuerwähnt: Fischerei, Gemen, Honig, Kastanienbäume, Mohnanbau, Salzeinfuhr und Ziegenhaltung.

Viehzucht, Graswirtschaft

Dazu W. Engeler: «Seit Beginn des 19. Jahrhunderts besitzen wir einen guten Überblick über die Rassen und Schläge, Form und Farbe des Rindes." Wir finden zu jener Zeit folgende Bezeichnungen: Graues Bündner-Oberländervieh, Heinzenbergervieh, Prättigauervieh, Vieh von Feldis und Scheid.

Die Tiere wurden auch ins Joch gespannt und als Zugtiere für Heufuhren und zum Pflügen eingesetzt. Wer gelegentlich volkskundliche Museen besucht, wird über die kleinen zierlichen Joche staunen. Sie vermitteln einen guten Eindruck über die kleinen Rinder dieser Zeit.



Pflüge. Kühe oder Ochsen wurden mittels Joch vor den Pflug gespannt. Besonders streng war das Umbrechen vom «Wasen» (Wiesland). Die Erdschollen wurden mit einer Haue zerschlagen. Sodann wurde der Acker mittels Holzegge ausgeglichen und damit für die Aussaat oder das Stecken vorbereitet.

(Abbildung aus dem «Dicziunari rumantsch grischun»)

Im Beschluss des Kantons Graubünden vom Jahre 1834 wird die Grösse eines Zuchtstieres wie folgt vorgeschrieben, um prämiierungswürdig zu sein: «Schöne, braune oder dunkelgraue, silbergraue bis helle oder gelbe Farbe mit hellen Ohren und Maul, überhaupt helle Extremitäten gerader Rücken, gerade Beine, eher kurzer leicht gehörnter Kopf, weite Brust und weites Kreuz, überhaupt breite Postur.»

Der Rindviehschlag von Feldis und Scheid war der kleinste aller Braunviehschläge. Dieses Rind hatte eine braune Farbe, im Gegensatz zum damaligen Braunvieh einen dunkeln Aalstrich und hie und da einen weissen Stern auf der Stirn.

Ausgewachsene Kühe wogen 200 250 kg. Um die Jahrhundertwende (1899) zählte Anderegg noch 300 Stück dieser Rasse.

Um 1860 wird festgestellt, dass die Standortsvarietät des übrigen Graubündens sich immer mehr dem Schwyzervieh näherte. Ithen gibt für eine ausgewachsene Kuh des früheren Bündnerschlages ein Durchschnittsgewicht von 4,5 Zentner (225 kg) an. Die heutigen Kühe bringen demgegenüber ca. 600 kg auf die Waage. Nach Schätzung des Metzgers Pius Schrofer kann für eine damalige Kuh (heute Wurstkuh-Qualität) mit 250 kg Lebendgewicht von folgendem Schlachtgewicht ausgegangen werden: Fleisch 83 kg, Knochen, Schwanz, Hufe und Sehnen 42 kg, Haut 15 kg, Kopf 10 kg, Blut 7 kg, Innereien 93 kg. Verwertet wurde damals alles. Es liegt noch nicht weit zurück, da wurde auch in Trimmis noch «Krösch» (geschnetzelter Kalbsdarm) ähnlich der Kutteln zubereitet und gegessen.

Witterung in den Jahren 1816/17

Die Witterung bildete die Ursache der folgenden Hungerszeit. «Das Jahr 1816 ist dann auch dadurch ausgezeichnet, dass in jedem Monat Schnee fiel, sodass die Getreidefelder Ende September noch so grün waren wie sonst im Juli. Im Engadin musste man schon anfangs September die Alpen entladen. Da es im Sommer 19 mal geschneit hatte, fand das Vieh kein Gras mehr, weder auf den Wiesen noch auf der Weide.»

Eindrücklich berichtet P. Metz: «Der Chronist Lötscher aus St. Antönien notierte fürs Jahr 1816 dass bei den Häusern 27 mal Schnee lag; es habe kein Emd gegeben. Kartoffeln so gut wie keine und die Grundräba seien ausgeblieben: Der ganze nachfolgende Winter war äusserst hart, hohe Schneewände verunmöglichten den Verkehr. Auf «Ronegg» in St. Antönien habe im März 2.70 m Schnee gelegen und im April immer noch 2 m.» Felici Maissen berichtet im Calender romontsch 1990 über die damalige Situation im Oberland: «P. Placi Spescha ha mesirau a Trun 1,80 ed a Breil 2.40 meters neiv. Dapertut Lavinas...»

Der Witterung entsprechend war auch die Heuernte miserabel, was sich dann natürlich auch auf die Winterfütterung mit entsprechend niedrigem Fleisch- und Milchertrag auswirkte. Dem Vieh wurden zwecks «Streckung» des Heus auch grüne Tannenäste gefüttert.

Die Teuerung

Die Teuerung begann schon im Herbst 1816. Die Lebensmittelpreise stiegen bald um 175-200 %. Diese Zahl verdeutlicht die Nachfrage bzw. das weit darunter liegende Angebot.

Wie gross damals der Nahrungsmangel war, zeigt sich anhand der Preise im Kanton Zürich aus dem guten Erntejahr 1811 und dem Hungerjahr 1817: Kostete ein Sack Korn 1811 noch 14 Gulden, so wurde für diesen 6 Jahre später bereits 106 Gulden verlangt.

Schon im Frühling 1816 stiegen die Kornpreise in besorgniserregender Weise in die Höhe. Der Brotpreis stieg in der Westschweiz auf das Dreifache, in der Ostschweiz auf das Sechs- bis Achtfache.

Anders als damals ist heute die weltweite Hungersnot hauptsächlich durch kriegerische Ereignisse bedingt. Bei einer allfälligen «Hilfe des Wiederaufbaus» für die veramte Bevölkerung ist das Bestreben der multinationalen Konzerne nicht zu unterschätzen, welche diesen Leuten via Politik und Wirtschaft gentechnisch verändertes Saatgut aufdrängen wollen. Damit drohen angestammte, klimaangepasste Sorten zu verschwinden und die Abhängigkeit von den Lieferanten zu wachsen, welche nebst Dünger auch noch dafür notwendige Pestizide verkaufen wollen und das grosse Geschäft wittern.

Im Bündner Kalender 2007 werden als Fortsetzung dieses Beitrages die schlimmen Folgen der Hungersnot, der Nahrungsmittel-Ersatz, die Art der Zufuhr von Nahrungsmitteln und die politischen Konsequenzen aus der Notlage zur Sprache kommen.

II. Teil Bündner Kalender 2007

Fortsetzung des Aufsatzes im Bündner Kalender 2006

Weggeworfenes Brot, Sättigung, Übersättigung und Überfluss kennzeichnen heute unseren Alltag. In Anknüpfung an den Aufsatz im Bündner Kalender 2006 wird die Leserschaft nachstehend rund 190 Jahre zurückversetzt in einen anderen Alltag, bei dem es ums nackte Überleben ging. Für den Beschrieb der damaligen Situation hat der Autor zahlreiche Literatur-Quellen, amtliche Verlautbarungen und Urkunden verwendet. Einige davon sind im beigefügten alphabetischen Literaturverzeichnis vermerkt. Die Nummern in Klammern verweisen auf die Autoren.

Hunger und Elend

«Die Lage einzelner war so, dass sie auch vor Abfällen nicht zurückschreckten. Haufenweise sah man die hungernden Menschen auf Strassen und in allen Gassen auf ekelnden Misthaufen, in kleineren Kotgefässen wühlen und die elendesten Nahrungsteile, Kartoffelhülsen, faulende Rüben etc. verschlingen, die abgesottenen Knochen, die sie selbst fanden, nach Hause nehmen, bis sie zwei-, dreimal gekocht, zuletzt noch mit harten Zähnen zermalmt oder zerstoßen wurden.» (9)

«In Chur wurde vom Wohltäter Prof. C. Herold eigens eine Knochenmühle im Welschdörfli beim Breitenbach eingerichtet, in welcher Knochen zu Mehl gestampft wurden. Dies wurde der breiten Bevölkerung in der «Churer Zeitung» vom 14. März 1817 bekannt gegeben. Der Stampferlohn von zwei Krennen kostete einen Blutzger. Wer nicht zahlen wollte oder konnte, lässt für die zwei gestampften Krennen 10 Krennen der rohen Knochen. Mit Zusatz von Brot, Kartoffeln und Früchten ergab das Knochenmehl eine vollwertige Nahrung. Zur Zubereitung einer Suppe für 50 Personen wurden 4-6 Krennen Knochenmehl 4-5 Stunden in gedecktem Kessel mit etwa 40-50 Mass Wasser (1 Mass = 1,5 Liter) gekocht und auf die Hälfte eingesotten. Die übrig bleibenden 22-25 Mass wurden mit folgenden Zutaten bereichert: 5 Quartanen Erdäpfel und etwa 4-5 Krennen Brot oder andere Mehlfrüchte, wie Bohnen, Gerste, Grütz usw. zuzüglich etwas Salz, womöglich ergänzt mit würzigen Kräutern wie Selleriekraut. Ein halbes Mass einer solchen Suppe kam auf 3-4 Blutzger zu stehen. (8) 1 Churer Quartane hatte einen Inhalt von ca. 7,5 Litern. 1 Churer Krenne (Chrinna) wog umgerechnet 0,694 kg. (2)

Ein anderes Ersatzmittel war das Holzbrot: Dazu wurde die Rinde von Birkenbäumen zermalmt, mit etwas Kleie vermischt und zu Broten gebacken.

Das Kloster Cazis mit seinen 19 Schwestern verabreichte armen Leuten täglich 1 bis 2 grosse Waschkessel voll Suppe. Dazu die Klosterverwaltung: «Es wurden in einer Zeit von 2 Jahren für Konvent, Dienstboten und arme Leute 31 Mastrinder geschlachtet.»

Es bestanden kaum Möglichkeiten, das Elend zu mildern, sodass viele Menschen gezwungen waren, Krüsch (Kleie), Gras und Wurzeln zu essen. Gegessen wurde auch der weiche lebende Teil der Baumrinde. Dieser wurde auch als Streckmittel beim Brotbacken gebraucht. (13)

Jeremias Gotthelf berichtet, dass viele Menschen nach dem Hungerwinter im Frühjahr 1817 an gesottenem jungem Klee starben, der ihre einzige Nahrung war. Im Herbst galten gereifte Mehlbeeren, ev. auch Vogelbeeren als Leckerbissen. Zeitweise wurden auch getrocknete Mehlbeeren dem Brotteig beigemischt, was ein leicht süssliches Brot ergab. Auch Mus bereitete man aus diesen Beeren. In tieferen Lagen wurden Buchecker und Eicheln gesammelt und gegessen. Die Knollen von Cyclamen, dem Erd- oder Schweinebrot, sollen zwecks Milderung der Schärfe in Asche gebraten und gegessen worden sein. Kraut von Nesseln, selbst Aase toter Tiere wurden «mit gierigstem Heisshunger verschlungen.» (8)

Massnahmen der Behörden

Die Behörden taten ihr möglichstes. Der Kleine Rath des Kantons Graubünden erliess mehrere Male Kreisschreiben an die Gemeinden, denen auszugsweise folgendes entnommen wird: Im Juli 1816 veranlasste der Kleine Rath den Ankauf eines freilich kleinen Quantum Getreide, weil aus der Kantonskasse keine bedeutenden Einkäufe möglich waren. Aus demselben Grunde wandte er sich an wohlhabende Particularen zur Mithilfe zwecks Bürgschaft bei Einkäufen. Dabei wird ausdrücklich festgehalten: «Der Ertrag darf lediglich zu dem Zwecke der Versorgung der bedürftigsten Klasse der Einwohner mit der unentbehrlichen Nahrung verwendet werden. »

Die ungewöhnliche Art der Geldbeschaffung für gemeinnützige Zwecke scheint sich bewährt zu haben, denn dasselbe Verfahren wird im Jahre 1817 wiederholt, doch werden die Bedingungen für die Getreideabgabe etwas geändert und wie folgt festgehalten:

«1. Die Frucht kann nicht anders als gegen Bürgschaft der Obrigkeiten, wo sämtliche Mitglieder unterschrieben sein müssen oder anderer der Regierung bekannten Partikularen, erhoben werden.

2. Die Rückzahlung geschieht in zwei Terminen, wovon der erste auf den St. Andreasmarkt 1817 ohne Zins, der andere auf den St. Andreasmarkt 1818 zu 5 % festgesetzt ist.»

Im Herbst 1816 erliess die Regierung vorsorglich verschiedene Ausfuhrverbote. Am 26. September 1816 verabschiedete die Regierung eine Verordnung in folgendem Sinne:

1. Der Vorkauf auf Wiederverkauf der Erdäpfel wird im ganzen Kanton aufs strengste untersagt.

2. Ebenso ist auch die Ausfuhr dieses unentbehrlichen Lebensmittels verboten.

3. Nur Schweizerbürgern wird der Ankauf und die Ausfuhr gewährt. Die entsprechende Legalisierung erfolgte mit Eid in der Regierungskanzlei.

4. Das Branntweinbrennen aus Erdäpfeln ist im ganzen Kanton nun aufs strengste verboten.

Im Kreisschreiben vom 20. November 1816 musste die Regierung bekennen «dass es eine erklärte Unmöglichkeit sein würde, aus der äusserst beschränkten Hilfsquelle der Kantonskasse dem allgemeinen Mangel der ärmeren Volksklassen auch nur einigermaßen zu wehren». Den Gemeinden wird empfohlen, besondere Armenkommissionen zu bestellen.

Dank den Bemühungen der Bündner Regierung waren Ankäufe im Ausland in gewissem Umfang möglich. Ein Churer Chronist weiss zu berichten, dass rund 30'000 Malter Weizen eingeführt wurden. Diese erlaubten den ärgsten Hunger zu stillen und bestenfalls etwas Saatkorn beiseite zu tun. (12)

Woher kam das Getreide?

In Graubünden selber galt das Unterengadin als eigentliche Kornkammer.

Zu einem grossen Teil war Graubünden aber auf Getreide aus dem Ausland angewiesen. Es bestanden seit eh und je wichtige Handelsbeziehungen mit dem Süden. Doch die südlichen Regierungen unterbanden zeitweise die Kornausfuhr, um die Versorgung der eigenen Bevölkerung sicherzustellen.



Abb. 1: Tragräf (Rätisches Museum Chur)

Mühsamer Schmuggel von Getreide über die hohen Alpenpässe war zwar gang und gäbe, aber es handelte sich dabei nur um kleine Mengen.

So erhielt man beispielsweise in Maloja Mailänder Roggen, welcher über den Murettopass oder über Val Cudera und Val Bondasca vermutlich auf Tragräfen (Abb. 1) geschmuggelt worden ist; die Traglast betrug je Träger 30-40 kg.

Ägyptische und sogar russische Weizenlieferungen gelangten in die norditalienischen Häfen. Die Verteilung der verfügbaren Mengen - sei es nun aus dem südschwäbischen Raum mit dem Kornmarkt von Lindau oder von Zürich her oder von Anlieferungen in den Häfen von Genua und Triest - war von politischen und verkehrspolitischen Einflüssen geprägt. Die daraus entstehenden Probleme für die Kaufleute waren mannigfacher Natur.

Die Passübergänge waren während Monaten wegen aussergewöhnlich hohen Schneemassen praktisch unbenutzbar. Zudem waren die Zug- und Saumpferde wegen Futtermangels vielfach zu schwach, um die schweren Transporte über lange Strecken und hohe Pässe wie Septimer, Albula, Julier und Splügen zu bewältigen. Der Chronist P. Robbi berichtet, dass am Splügen das Getreide von 1'500 Mann getragen wurde, und auch das Bergell herauf wurde es vielfach auf diese Art und Weise getragen. In Clefen (Chiavenna) waren 1'200 Träger aus Brescia, Bergamo, Lecco und aus dem Veltlin verfügbar.

Kornkäufer aus Graubünden

Aufschluss darüber gibt ein «Summarischer Ausweis des k.k. Vogteyamt Feldkirch aus dem Jahre 1794». Die Ortsnamen entsprechen der damaligen Schreibweise:

Namen der Orte, für welche das Getreide eingeführt wurde	Namen derjenigen, welche für nebenstehende Orte Pässe vorzeigten	Bregenzer- und Feldkircher Quantum (in Malter; 1 Malter = 150 Liter)
Ortenstein	Balthasar Nauli	10
	Frau Gräfin v. Travers	10
Trümis	Christian Meng	8
Damins	Lendi und Barli	239
Splügen	Otto Cantieni & Peter Trepp	21
Vallondoos	Marchion & Salzgeber	31
Räzins	14 Leute, darunter	
	Andreas Killias	513
	Anton Storzenegger	391
	Risch und Bauer	549
Chur	Benedikt Fischer	412
	Alexander Bedolin	277
	Abundi Damuz	222
	Stadtrichter Laurer	45

Lax	Gebr. Schneider von Fussach	389
Schiers	Kaspar & Andreas Mayer	408
	Thomas Tschmon	359
	Georg Flütsch	277
	Salzgeber & Kessler	221
	Georg Bardill	217
Jenaz	Zink	25
	Gadient Thöni	378
Kloster	Georg Thöni	307
	Gebr. Blum, Fussach	847

Man darf davon ausgehen, dass es sich dabei um bekannte Kornhändler handelte; diese dürften auch in den späteren Notjahren versucht haben, dort Korn zu erstehen.

Übrige Handelsgüter

Nebst Getreide wurden natürlich auch viele andere Handelsgüter nach und durch Graubünden geführt. Interessante Informationen über den Warenverkehr können bei den Zollstationen in Erfahrung gebracht werden.

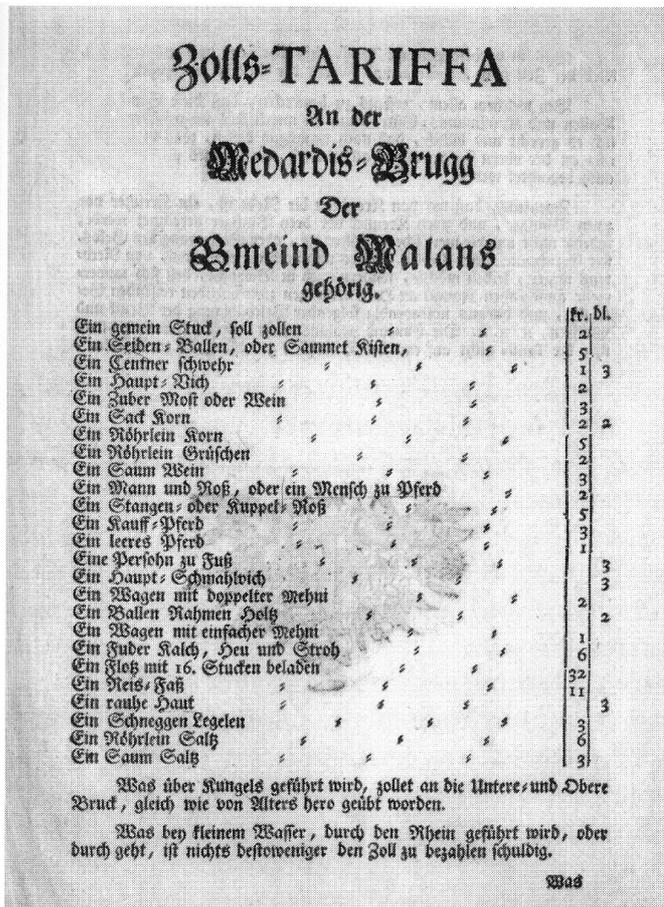


Abb. 2: Zolls-Tariffa an der Medardis-Brugg (Tardisbrücke)

So gibt beispielsweise die «Zolls-Tariffa» von der «Unteren Zollbrücke», der Medardisbrücke (heute Tardisbrücke), Auskunft über beförderte Waren (siehe Abbildung 2). Die rechtsrheinische Seite der Medardisbrücke lag auf Hoheitsgebiet der Gemeinde Malans. Der Katalog der transportierten Güter richtete sich nach der Nachfrage. In den Hungerjahren galt das Interesse vorab dem Brotgetreide und allenfalls noch dem unentbehrlichen Salz. Vor- und nachher, d. h. im normalen Gang der Dinge, erweiterte sich das Spektrum je nach Bedarf.

Der eigentliche Tarif, d.h. der Ansatz je Position, wurde in Kreuzern (kr) oder Blutzgern (bl) verrechnet. Zolltarife wurden auch für auf dem Rhein schwimmende Flosse, welche die Brücke unterquerten, erhoben. Dies wegen der Beschädigungsgefahr der Brückenabstützung.

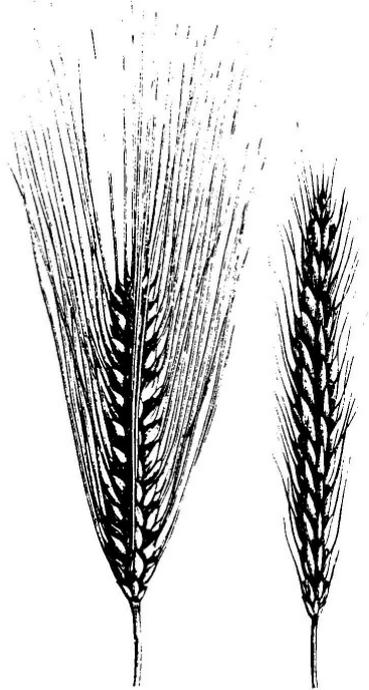


Abb. 3: In Graubünden gab es unter anderem Anbauversuche mit Gerste (li.) oder Roggen (re.).

Eigenbau von Getreide

Schon in früheren Notzeiten war Bünden auf schwäbisches Korn angewiesen. Wichtige Kornmärkte waren jene von Lindau, Feldkirch und Rorschach. Von Etschroggen und schwäbischer Brotfrucht für die Versorgung der Landschaft Davos berichtete Heini Hofmann im Bündner Kalender 2005.

Die einheimische Bevölkerung war jedoch bestrebt, ertragversprechende Getreidesorten unter Berücksichtigung von Klima, Boden und Höhenlage anzupflanzen. Sie tauschten wohl ihre Erfahrungen untereinander aus, bekamen aber auch nützliche Hinweise aus den Publikationen der Ökonomischen Gesellschaft. Erfahrungen über den Anbau neuer Getreidearten und die verbesserte Behandlung der schon bekannten wurden durch den «Neuen Sammler» unter die Leute gebracht.

Was wurde wo angebaut?

Im Domleschg wurde Hirse angepflanzt. Eine Quartane gestampfter Hirse wurde zu dieser Zeit zu gleichem Preis gehandelt wie eine Quartane Reis. Dies deutet auf die grosse Wertschätzung der Hirse hin, zumal der Reis von weither transportiert werden musste.

«Nackende Gerste» (Gerste ohne Granne) wird vom Chronist Pfarrer Corvin 1808 erwähnt: «In Steins berg (Ardez) misslang in diesem Jahr die Ernte, weil sie verdorrt ist.» Aus Zutz (Zuoz) berichtet Vicari Peter v. Planta: «Die heranwachsenden Aehren seyen in einem besten Acker zur Zeit der Kornerndte nicht reif gewesen. »

In Celerina wurde versucht, auf spät besonnten, vom Wind geschützten Gartenplätzen Getreide anzubauen. In Champfer steckte man die Körner rautenförmig, jedes einzelne mit 6 Zoll Entfernung in ein zwei Jahre nicht gedüngtes Gartenland, das sommers erst um 9 Uhr von der Sonne beschienen wird. Nach 12 Tagen waren die ersten Keime sichtbar. Jedes Korn gab einen Ausschuss von 10-14 Halmen.

In der Gruob baute man Winterroggen an. Neben dem Unterengadiner- und Etschroggen bezog man auch niederländische Brotfrucht. Dieser Tieflandroggen war leichter, von geringerer Qualität und daher billiger. Er wurde aus Württemberg eingeführt und von den Fuhrleuten in Zürich, Lindau und Bregenz, ja sogar in Ravensburg und Wangen, also jenseits des Bodensees, abgeholt.

Die politischen Aussenverhältnisse

Rageth Domenig berichtet in der "Geschichte der Kommerzialstrassen Graubündens" über das Gerangel von Bündens Nachbarn: "Die politischen Aussenverhältnisse des rätischen Freistaates erfuhren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine grundlegende Veränderung durch die Angliederung des Herzogtums Mailand an die habsburgische Macht. Dadurch erhielten die Drei Bünde als Nachbar ihrer Herrschaften im Veltin und Clefen (Chiavenna) statt des blossen Herzogtums Mailand den mächtigsten Staat Europas. Nun grenzte Österreich nicht direkt an Mailand, sondern es war von diesem getrennt durch Gemeine Drei Bünde und die Republik Venedig, deren Gebiet sich wie ein Keil zwischen Österreich und seine neueste Provinz hineinschob. Demgemäss musste dieses danach trachten, sich Pass und Repass von und nach Mailand durch Venedig oder Drei Gemeine Bünde zu sichern.

Der kleine rätische Freistaat war zu schwach, um diesem Bestreben Österreichs jeweils mit dem nötigen Nachdruck zu begegnen. Das mächtige habsburgische Land wusste oft seine Überlegenheit geltend zu machen.

Dieses Verhältnis wurde umso bedenklicher, als Frankreich seine Ansprüche auf Mailand keineswegs aufgab und überhaupt dem Anwachsen der habsburgischen Macht in Italien feindselig gegenüberstand. Auch Frankreich bot daher alles auf, die Bündnerpässe in seine Hände zu bekommen. Aus diesem Spannungsverhältnis der «Grossen» heraus entwickelte sich das tragische, unheilvolle Parteiwesen mit all dem Elend der kleinen Drei Bünde, das in der Folgezeit damit verbunden war.

Es entstand ein förmlicher Wettbewerb der genannten Mächte um unsere Pässe, beide wandten zur Erreichung ihres Zweckes alle möglichen Mittel an und hielten vorübergehend oder ständig Agenten und Gesandte in unserem Land.

Anfangs des 18. Jahrhunderts trat auch das Königreich Venedig in die Reihe der Bewerber um Bündens Pässe und Gunst. Mit diesem Partner war bereits anno 1706 vereinbart worden, zwei Handelsstrassen zu unmittelbarer Verbindung zwischen dem Adriatischen Meer und dem Rhein zu erstellen. Wenige Jahrzehnte vor der Hungersnot in Bünden, nämlich 1743, erhielt jedoch Österreich einen neuen Rivalen: Das Königreich Sardinien-Piemont. Dadurch erhielt dieses einen geländemässig ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den schweizerischen Landvogteien im Tessin und der Hafenstadt Genua. Damit erwachte von dieser Seite grosses Interesse die Bündnerpässe über den Bernhardiner- und Marienberg zu begünstigen - nicht zuletzt darum, weil die mailändischen Zollansätze sehr hoch waren."

Die aussenpolitischen Gegensätze waren denkbar gross. Sie verzögerten dem eingezwängten Bünden die zeitige Inangriffnahme des Ausbaus seiner Passstrassen.

Der innenpolitische Hader zwischen den Gemeinden wirkte sich ebenfalls ungünstig aus. Die massgebenden Adelsfamilien mit ihren Verbindungen und Sonderinteressen im Solde Dritter vergrösserte die prekäre Lage.

Ein Unglück kommt laut Volksmund selten allein: Nebst den politischen Interessenskämpfen trug auch die extrem schlechte Witterung dieser Jahre das ihre dazu bei, dass viele Leute in Graubünden während der Hungersnot 1816/17 grossen Nöten und unvorstellbarem Elend ausgesetzt waren.

Wie die Geschichte lehrt, war es wieder eine aussenpolitische Kraft, welche die Wende brachte. Rageth Domenig schreibt dazu: «Die Mediationsverfassung hat vielleicht für wenige Kantone so erspriessliche Früchte getragen, wie für Bünden.» Die auf der Mediationsverfassung gegründete Verfassung des Kantons Graubünden verschaffte unserem Stand eine ständige Regierung. Diese gewährleistete unter dem Namen «Transitkommission» Handhabung und Durchfuhr der Waren.

Handelsorganisation

Der vom Kleinen Rath am 30. Juli 1808 beschlossenen Transitordnung, welche Vereinfachung und Vereinheitlichung des Transportwesens vorsah, war kein Erfolg beschieden, obwohl der noch junge Kanton Graubünden folgendes deutlich hervorhob: «Es gibt in der Schweiz weder Untertanenlande, noch Vorrechte der Orte, der Geburt, der Personen und Familien.»

Die Transit-Ordnung vom 30. Juli 1808 (später 1816, Transportordnung) gründet auf dem von der «Hochlöblichen Landes-Regierung ratificierten Vertrag zwischen den löbl. Portengemeinden der Oberen und Unteren Italienischen Kommerzialstrasse und den Speditoren in Chur».

Diese aus 40 Artikeln bestehenden Vorschriften, die im Ingress als Richtschnur über das Transportwesen bezeichnet werden, unterscheiden zwischen Hauptgrundsätzen und über «Besondere Grundsätze und Vorschriften.» Daraus seien nachstehend einige interessante Punkte erwähnt:

Die Verantwortlichkeit der Fuhrleute bestimmt, dass den Fuhrleuten jeweils ein Frachtbrief über die ihnen anvertrauten Güter ausgehändigt wird. Diesen habe sie am Bestimmungsort zusammen mit den Waren abzugeben.

Es wird den Fuhrleuten der Porten-Gemeinden der Unteren und Oberen Strasse die ausschliessliche Verladung der Transitwaren zugesichert. (Damit wurde den Porten seitens des Kleinen Rates ein Monopol eingeräumt, welches die Transportpflicht, die Strassenunterhaltungspflicht und die Haftung für Schäden beim Warentransport beinhaltet.) Es folgte bereits 1809 eine sehr kritische Replik der wirtschaftlich interessierten Kreise, welche wohl wegen Partikularinteressen bzw. lokalen Vorrechten der Porten diese Transitordnung zu Fall brachten.

Erst die Transitordnung des Jahres 1834 brachte den Durchbruch. Die obligatorischen Umladestationen wurden aufgehoben.

Porten:

Porten waren geschlossene Genossenschaften von Fuhrgemeinden. Das eigentliche Wesen der Porteninstitution war die ausschliessliche, d. h. die vorzugsweise, Berechtigung zum Transport gewisser Handelswaren auf einer bestimmten Strassenstrecke. Nicht darunter fiel der Transport von Lebensmitteln oder Gütern zum eigenen Gebrauch. Die Porten bezogen folgende Gebühren: die Fuhrleite (Weggeld), Susten-, Brücken- und Rodgelder, sowie Transitzölle. Vor allem waren die Porten zur Erstellung und zum Unterhalt der Strassen angehalten. Die Porten hafteten ferner für die Beschädigung der Waren, sowie für Versäumnisse beim Transport. Jede Port beförderte die Waren nur bis zum Verladeplatz der nächsten Port. In den sogenannten «Susten» mussten die Waren abgeladen und den Fuhrleuten der folgenden Port übergeben werden. Für die Beaufsichtigung dieses Geschäfts und zur Übergabe der Waren an die berechtigten Fuhrleute waren die «Theiler», «Sustenmeister» oder auch «Rodmeister» zuständig. Anders funktionierte es bei den Strackfuhrleuten oder Stracksäumern, welche die Frachtstücke direkt von Chur nach Bellenz (Bellinzona) oder Chiavenna führten. Das Umladen fiel also dahin. Dies war gewissermassen der Eilgutverkehr. Dazu berechtigt waren die Fuhrleute der Porten und ausserdem jene von Chur.

Literaturangaben:

1. Benvenuti Oliver, Säumer und Fuhrleute, Feldkirch 1998
2. Bernhard Christian, Der Bündnerische Geschäftsträger Chur 1845, Nachdruck 1991
3. Bündner Zeitung Nr. 49 vom 16. Juni 1989, Säumerei und Ruttneri
4. Pieth Friedrich, Bündnergeschichte, Chur 1945
5. Buc' Stefan, Verkehrsgeschichte Graubündens, Chur 1917
6. Caminada Paul, Graubünden - Land der Passtrassen, Disentis 1981
7. Domenig Rabeth, Geschichte der Kommerzialstrassen in Graubünden, Chur 1919
8. Jecklin Fritz, Vorsorgliche Massnahmen der Bündner Regierung in den Hungerjahren
9. Jeremias Gotthelf
10. Weber Bernhard, «Zum Andenken an die grosse Theuerung und Hungersnoth»
11. Jenny Rudolf, Graubündens Passtrassen und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung in historischer Zeit, Chur 1965
12. Metz P. Dr., Geschichte des Kantons Graubünden Band 1, 1798-1848
13. Maurizio A. D., Pflanzennahrung der Missernte und des Krieges
14. Roth-Bianchi Werner, Eine Hungersnot stand Pate, in: Terra Grischuna 1950
15. Schnyder Werner, Handel und Verkehr über die Bündnerpässe im Mittelalter, Zürich 1973
16. Transit-Ordnungen des Kantons Graubünden

Ergänzung: Für Untervaz ist in diesem Zusammenhang besonders die Liste einer Kornzuteilung von 1817 von Interesse. (Gemeindearchiv Untervaz: Urkunde Nr. 113.)

*Wir danken dem Verfasser bestens für die freundliche Wiedergabebewilligung.
Internet-Bearbeitung: K. J.*

Version 02/2007
